

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

In Gold vergraben!

Novelle von T. S.
(Fortsetzung.)

Doris war es, als wenn sie ein Blitzstrahl getroffen hätte. Die wachsartige Blässe, welche ihren Zügen ein beinahe leichenartiges Gepräge verliehen hatte, wich plötzlich einer Purpurflamme, wodurch ihr Hals und ihre Stirn mit einem rosenfarbigen Schein gefärbt wurde. Ihr schönes Haupt senkte sich auf die Brust herab, die großen dunkelblauen Augen füllten sich mit Thränen und sie schluchzte, indem sie vor van Geldern's harrte, unbewegliche Gestalt niedersank.

„Verzeihung, Papa, Du weißt nicht, wie sehr ich ihn liebe.“

„Nein, wirklich? sagte van Geldern mit spöttischem Nachdruck. Es freut mich unendlich, zu hören, daß ich nunmehr Aussicht habe, einen Schwiegersohn zu finden, der nach Deinem Kopfe ist. Dies was er geschrieben, ich verlange es.“

„Verschone mich, Papa,“ bat Doris, die schönen Arme bittend gegen ihn erhebend, „verschone mich, denn ich vermag es nicht.“

„Ach so, Du kannst es nicht?“ wiederholte van Geldern höhniisch. „Du kannst Deinem Vater nicht vorlesen, was dieser Straßenjunker zu schreiben wagt. Aber hinter dem Rücken Deines Vaters ihm Stellbuchein zu geben, mit ihm bei Nachtzeit zu spaziren, das kannst Du vorzüglich ausführen. Nimm sofort das Billet auf und lies es mir vor, oder ich jage Dich wie eine feile Dirne zum Hause hinaus.“

„Erbarmen, Vater, Erbarmen. Verstöß mich, wenn Du es willst, aber ich kann diesen Brief nicht lesen,“ sagte Doris laut weinend.

„Da kann ich es an Deiner Statt, Du trotziges, entartetes Kind!“ rief vor Zorn ganz außer sich van Geldern aus und blühte sich nach dem Billet, wie schwer ihm diese Bewegung auch fallen mochte.

„Um Gottes, um meiner seligen Mutter willen, lies die Zeilen nicht!“ flehte Doris, indem sie in Todesangst die Kniee ihres Vaters umklammerte.

Aber van Geldern war unbeweglich. Mit der einem Geschäftsmanne eignen Kaltblütigkeit entfaltete er den Brief und verlas dann mit eintöniger Accentuirung die ersten Zeilen. Ein dumpfer Fall hinderte ihn indeß am Weiterlesen, — — — es war Doris, welche zu seinen Füßen hingestreckt lag.

Van Geldern wußte sich mit Kaltblütigkeit in alle Verhältnisse zu schicken, welche bei Geschäften vorkommen; daß aber eine junge Dame und oben-

drein seine Tochter, beim Lesen eines Briefes in Ohnmacht fiel, war durchaus ungeschäftlich. Selbstsorglich gerieth van Geldern aus dem Concepte, sogar in dem Grade, daß er, nachdem er Alles versucht hatte, seine Tochter ins Leben zurückzurufen, im unklaren Bewußtsein, daß er in diesem Augenblick keinen zur Hülfe herbeirufen konnte, sehnsuchtsvolle Blicke auf die Thür richtete, als erwarre er von dorthier Beistand. Und der Beistand erschien, wenn auch nicht in der Weise, wie van Geldern ihn wünschte. Es war klar, dieser Tag war ein Tag der Ueberraschungen.

Eine gewandte Hand riß mit einem einzigen sicheren Ruck die schweren Sammtgardinen zurück, und herein trat ein Mann, welcher auf den ersten Blick mehr als gewöhnlich Aufmerksamkeit erregen mußte. Es war ein hoher breitschulteriger Mann, der vom Kopf bis zu den Füßen in schwarzen Sammet gekleidet war. Er trug — der Mode der damaligen Zeit schnurstracks zuwiderlaufend — keine Perrücke; im Gegentheil fiel ein dunkles, schweres, lockiges Haupthaar auf seine beiden Schultern herab und verdeckte beinahe die breite Spitzenkrause, welche in ungezwungenen Falten sein Wams umrändete. Innerhalb dieses Rahmens von schwarzen Haarwellen zeichnete sich in breiten, bestimmten Zügen ein edles und männliches Antlitz ab, eines dieser Antlitze, die sich nun und nimmermehr den Launen des Reichthums oder den Befehlen der Mächthaber fügen, weil sie in sich selbst über eine Macht gebieten, die größer ist als die ihrer Widersacher. Ohne ein Wort zu äußern, ja sogar ohne van Geldern eines einzigen Blickes zu würdigen, stürzte er direct auf die ohnmächtige Doris zu, trug sie wie ein Kind auf den nächsten Divan und flüsterte, indem er ihre Hand ergriff:

„Erwache, Doris, ich bin ja bei Dir!“

Doris schien den Druck dieser starken, warmen Hände, welche die ihrigen umschlossen, zu spüren, denn sie öffnete die großen, dunkelblauen Augen, bedeckte selbige mit der einen Hand und flüsterte abwehrend: „Niclas van Dyl!“

Van Geldern stand da, wie vom Himmel gefallen. In seinem ganzen Leben war er nicht so geringschätzig behandelt worden und doch war, seines Erachtens, noch nie so viel Ursache vorhanden gewesen, ihn mit größter Aufmerksamkeit zu behandeln, als eben jetzt. Mit weit geöffneten Augen blieb er wie gelähmt an den Fleck gebannt, und seine Ohnmacht verwandelte sich in einen geistigen Starrkrampf, als er bemerkte, daß van Dyl die lilienweißen Hände seiner Tochter an die Lippen preßte

und ihn flüstern hörte: „Fürchte Dich nicht, Doris! Ich nehme Alles auf mich!“

„Also, was thut Ihr? Ihr unverschämter aufgeblasener Narr von einem Balgentreter!“ rief van Geldern aus, welcher bei diesem Anblick von seiner Verzauberung erlöst wurde.

Mit einem Sprunge erhob sich van Dyl, wandte sich um und richtete einen überlegenen, durchbohrenden Blick auf das leidenschaftliche, hochgeröthete Antlitz des übermüthigen Zwiebelfürsten. Nur ein einziger Strahl schoß aus diesen stahlgrauen Augen, man vernahm nur das einzige kleine Wort — „Still!“ — aber dieses eine Wort wurde trotz der gedämpften Stimme doch auf eine solche Weise ausgesprochen, daß van Geldern unwillkürlich einen Schritt zurückwich und ihm zu Muthe ward, als habe er ein Pechpflaster vor den Mund bekommen.

Doris erhob sich mit einem bittenden Ausdruck in den halb geschlossenen Augen. Van Dyl ließ seine schönen Augen theilnehmend auf den ihrigen ruhen; dann näherte er sich mit ruhigen festen Schritten der Thür, öffnete dieselbe und rief in den Flur hinaus: „Palembang!“

Zum großen Erstaunen des van Geldern erwies der schwarze Slave sich seither noch nie so eifertig, wie bei dieser Gelegenheit, denn schon nach wenigen Minuten kehrte Palembang mit dem Kammermädchen seiner Gebieterin zurück.

„Das Fräulein fühlt sich unpäßlich!“ ergriff van Dyl das Wort, „belieben Sie dasselbe auf sein Gemach zu bringen.“

Mit diesen Worten öffnete er selbst die Thür und nachdem er dieselbe wieder verriegelt hatte, wandte er sich mit einem stolzen Blicke gegen van Geldern, welcher wegen der Autorität, die sich dieser Balgentreter in seinem Hause anmaßte, vor Entsetzen die Sprache verloren zu haben schien.

„Ihr bedientet Euch vorhin eines Ausdrucks, Mynheer van Geldern,“ sagte Niclas van Dyl, „weshalb ich Euch zur Rechenschaft ziehen muß. Den Balg lasse ich von meinen Gesellen treten; ich selbst aber spiele die Orgel in Harlems ehrwürdigem Dom, und Derjenige, welcher sie so zu spielen vermag, wie ich, ist schwerlich der Narr eines Andern, es sei denn für solche, welche so aufgeblasen, daß selbst ein Balgentreter den Hochmuth seines armseligen Geistes nicht auszutreiben vermag.“

Van Geldern ward plötzlich blaß wie eine Leiche und machte eine Bewegung, um den langen Stock zu ergreifen, den er beim Eintritt in's Zimmer auf den Tisch gelegt hatte. Aber van Dyl kam ihm zuvor. Durch eine behende Seitenbewegung drängte er sich zwischen den Tisch und van Geldern und äußerte mit scharfer Betonung: „Vergeßt Euch nicht selbst, Mynheer van Geldern!“

Der reiche Fabrikbesitzer wich wiederum einen Schritt zurück. In seinem Innern gährte und kochte ein Strom des unveröhnlichsten Hasses. Er versperzte in diesem Augenblick eine unbeschreibliche Lust, den dummdreisten Nasiker zum Fenster hinaus zu werfen, allein es lag in dem Benehmen, wie van Dyl seine starken Armen über der Brust kreuzte und seine dunklen, buschigen Augenbrauen van Geldern von Kopf bis zu den Füßen maß,

etwas so seltsam Beengendes, Drückendes, daß der Hausherr in seinem Beschlusse schwankte und seine Blicke unstät auf den Fußboden heftete. Es war für ihn ein sehr ungemüthlicher Zustand, ein unerträgliches Gefühl, weshalb van Geldern sich schließlich ermannte, ein Hohngelächter zu erheben, welches mit den Worten seinen Abschluß erhielt: „Ihr habt Euch erdreistet, meiner Tochter zu schreiben!“

„Das Wagestück war wohl nicht sonderlich groß,“ antwortete van Dyl, dessen Mundwinkel sich spöttisch verzogen, — „da ich Eure Tochter in den Salons des Herrn van Eichel, dessen täglicher Gast ich bin, habe kennen und schätzen lernen. Wäre es indeß ein gewagter Schritt gewesen, so decke ich mir durch die Bemerkung den Rücken, daß Eure Tochter oder vielmehr Ihr selbst Schuld daran seid. Sie hegte Angst, ja Entsetzen vor Euch und bat mich, kein Wort fallen zu lassen, das meine Liebe verrathen könnte. Es erübrigte mir daher nur der Weg der Dichtkunst, und diesen habe ich eingeschlagen.“

Schon beim Nennen des Namen van Eichel glitt ein düsterer Schatten über van Gelderns Antlitz; als aber der junge Künstler als Ausweg der Dichtkunst gedachte, schoß der reiche Handelsmann in die Höhe, als wäre er von einer giftigen Ratter gebissen worden.

— „Die Dichtkunst —“ brach er los, indem er wie ein störrisches Kind auf den Fußboden stampfte, „die Dichtkunst? gelt, so gebt dem Kinde doch den rechten Namen und gesteht, daß Ihr den Weg des Betruges eingeschlagen habt. Wie konntet Ihr Euch unterfangen, meine unerfahrene Tochter durch leichtfertige Gedichte zu bethören? Wie durftet Ihr Euch überhaupt unterstehen, Euch ihr zu nähern und obendrein in einem Hause, das ich ihr ausdrücklich verboten habe? Ja ja! es hat sich hier hinter meinem Rücken ein artiges Ränkespiel entsponnen; aber ich fühle mich noch, Gott sei Dank! stark genug, dasselbe zu vereiteln. Nun und niemals sollt ihr meine Tochter wieder zu sehen bekommen.“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete van Dyl.

„Seid ihr etwa wahnsinnig, Mann, oder versucht Ihr es, in meinem Hause Gewalt anzuwenden?“ raste van Geldern. „Habt Ihr noch nie darüber nachgedacht, welcher Unterschied an Stand und Reichthum zwischen Euch und meiner Tochter herrscht? Die Tochter des hochangesehenen van Geldern mit dem Organisten in Harlem vermählt. Nein, das ist doch in der That zu lächerlich, völlig verrückt! Ich hege Mitleid für Euch, junger Mann! Ihr solltet wegen Eurer Rede ins Irrenhaus geschafft werden.“

Und van Geldern brach jetzt in ein trockenes, wegwerfendes Gelächter aus, zu welchem Auskunfts- mittel große Matadoren als ein besonderes überzeugendes Argument gern ihre letzte Zuflucht nehmen.

Eine dunkle Bornesröthe färbte das Antlitz des jungen Künstlers. Es war augenscheinlich, daß dieses Gelächter in Verbindung mit dem Hochmuth des van Geldern ihn tief kränkte und seine Lippen erbeben ließ; jedoch schon im nächsten Augenblicke war er wieder Herr seiner Bewegung und sagte, die dunklen Locken in stolzer Haltung

in den Nacken werfend: „Mytheer van Geldern, ich habe das Herz Eurer Tochter weder durch Tant oder leichtfertige Lieber, wie Ihr mich in Eurem ungerechten Zorn beschuldigt, gewonnen, sondern lediglich durch die Kunst, in welcher ich Meister bin. Ich sehe, daß Ihr unser Geheimniß entdeckt habt, in Gottes Namen denn, ich bitte um Eure Einwilligung.“

„Die soll Euch zu Theil werden, sobald Ihr die alte Orgel in der Kirche zu Harlem mit Gold belegt“, erwiderte van Geldern höhniſch.

Da glitt ein verächtlicher Zug um das schöne Antlitz des van Dyl.

„Es scheint Euch nur eine Waagschale bekannt zu sein, worauf Ihr den Werth der Seelen meßt“, versetzte er stolz, „und das ist dieselbe, womit Ihr Eure Ducaten abwägt. Laßt Euch indeß sagen, daß dieses Gewicht zwar für Gold am Plage ist, nimmermehr aber zu dem Zwecke verwandt werden kann, Herzen zu prüfen. Ihr seid ein reicher Mann, van Geldern, vielleicht der reichste in Harlem; aber was seid Ihr noch weiter? Wenn die Zeit dahingeschwunden, wenn Eure mit Gold beladenen Geldkisten zu Staub verwandelt sind und Würmer Eure Papiere und Actien zerfressen haben, wer wird dann wohl sich daran erinnern, daß es einst einen van Geldern gegeben hat? Ihr habt Eure Spuren in den Sand getreten, und mögen dieselben immerhin auch von purem Gold sein, so werden die hochgehenden Wogen der Zeit doch darüber hinrollen und dieselben für ewig ausmerzen.“

„Und wie steht es um Eure Person?“ fragte van Geldern höhniſch, „die Zeit wird Euch wohl in Erinnerung behalten, als einen Menschen, welcher hinter der Orgel in der Kirche zu Harlem gefessen hat.“

Van Dyl richtete sich empor; seine Wangen glühten, seine Augen schossen Blitze und mit einem Lächeln voll Verachtung entgegnete er: „Kennt Ihr das Geschlecht des van Dyl? Es ward geboren, ehe es ein Gelderland gab, und ehe Jemand den Namen der Provinz für seinen eigenen erwählen konnte. Ihr meint, daß zwischen meinem Stand und Euren Verhältnissen ein großer Unterschied besteht? In der That, Ihr habt Recht. Als Euer Großvater ein armer Leinwandweber zu Harlem war, webte er für meinen Großvater die Leinwand, worauf Anton van Dyl seine Bilder malte. Euch ist dieser Meister doch bekannt? Er ist Goldes werth und das versteht Ihr ja meisterhaft zu schätzen. Nun bitte ich, sein Enkel, um Eure Tochter. Zwar habe ich nicht diese schimmernden Ducaten aufzuweisen, welche in Euren Taschen rasseln; aber wenn ich diese nicht besitze, so habe ich Anderes. Ich habe meinen Schatz nicht larg für mich selbst behalten. Das Gold des Gesanges, ich habe es mit vollen Händen ausgestreut unter Hohe und Niedere; es hat sich überall Eingang zu verschaffen gewußt, und wenn Ihr in die armseligste Hütte tretet, so werden Euch Niclas van Dyl's heitere Weisen entgegenönnen. Ich habe dort Licht und Leben gesäet, wohin Ihr nur Tod und Dunkelheit gebracht, und wenn die alte Orgel im Dom zu Harlem ihre Töne gen Himmel brausen läßt, so ist das nur ein schwaches Echo von hundert andern

Orgeln, welche ich erbaut und die jeden Sonntag meine Hymnen zur Ehre Gottes und Freude der Menschheit ertönen lassen.“

„Ei, das sind ja gewaltige Thaten,“ spottete van Geldern „Es dürfte demgemäß sich empfehlen, daß ich andere Forderungen stellte, um zu beweisen, wie gering der Unterschied zwischen uns Beiden ist. Ich verlange nicht, daß ihr die Orgel der Harlem Kirche mit Gold bespickt, weder mit Ducaten, noch mit dem Golde des Gesangs, worauf Ihr so prahlerisch Euch bezieht. Nein, es ist eine wahre Bagatelle. Könt Ihr binnen acht Tagen mir nur ein zweites Exemplar von jener Tulpe bringen, ist meine Tochter die Eurige; wenn nicht, so müßt Ihr Euch schon darin finden, daß der Enkel des armen Leinwandwebers die Lumpen Eures Großvaters zurückläuft und Euch aus der Thür wirft, wie einen unverschämten Gesellen, der es nicht begriffen hat, sich innerhalb der Grenzen seiner Stellung zu halten.“

„Raset Ihr?“ rief van Dyl mit blitzenden Augen aus.

„Ihr findet vielleicht den Preis zu gering und den Tausch zu ungleich?“ fragte van Geldern ironisch, „Ihr habt meine Tochter ja Eure zarteste, lieblichste Lilie genannt; ist es denn zu verwundern, wenn ich mein theuerstes Kleinod dagegen eingesetzt zu sehen wünsche?“

„Wie es Euch beliebt,“ erwiderte van Dyl, welcher nach dem seltsamen Vorschlag van Geldern's seine Augen von „Le prince noir“ nicht abwendete. „Ich kenne sehr wohl den Werth dieser gesprenkelten Glanzblume, wie unmöglich es ist, sich dieselbe zu verschaffen, aber hütet Euch, Ihr könntet vielleicht doch zu kurz kommen —“

„Glaubt Ihr das —“ meinte van Geldern überlegen, „Ihr könnt ja Euer Heil versuchen.“

Niclas van Dyl beugte sich auf „Le prince noir“ herab, musterte denselben sorgsam, dann erhob er sich und sagte:

„Ich sage Euch Adieu, van Geldern, und danke Euch für Euer Gelübde, ehe ich indeß gehe, möchte ich Euch noch Eins sagen: Hütet Euch wohl, Euer Leben auf diese Blumen zu setzen, welche gleich prunkenden Lakaien lediglich bei Hofe und in den prächtigen Sälen der Großen gefunden werden. Jeder unechte Glanz, jede prahlerische Dummheit, jeder aufgeblasene Hochmuth hat seine Zeit; aber wenn der Frosch pläzt, wer wird, glaubt Ihr, wohl einen Ducaten für die Haut geben? Nehmt Euch bei Zeiten in Acht. Es gährt, glimmt an allen Ecken. Betrug und Hinterlist sind an der Tagesordnung bei jedem Handel, wodurch Einige bereichert, Tausende aber an den Bettelstab gebracht werden. Der hohe Provinzialrath wird diese Verhältnisse in eingehende Erwägung ziehen und keiner weiß, auf welche Seite sich die Entscheidung neigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Volkswirtschaftliches.

— (Obstbaukalender für Juni.) Die Arbeiten an älteren Bäumen haben jetzt zu ruhen, da größere Verwundungen, z. B. Entfernen starkerer

Aeste u., die Saftbewegung stört, was auf die Entwicklung der Früchte, als auch auf das Wachstum des Baumes sehr leicht nachtheilig wirkt. Bei trockener Witterung unterlasse man nicht, die frischgepflanzten Bäumchen öfters, am besten Abends, zu begießen. Jungen veredelten Bäumchen darf man keine Seitenzweige nehmen, weil dieses den Zug des Saftumlaufs und mithin auch den Wuchs stören würde. Man muß solchen Bäumchen, welche keine oder wenig Nebenreiser treiben, die Spitzen stutzen, um sie zu veranlassen, dergleichen Reiser zu treiben. Das wilde Holz, welches aus den Wurzeln mancher Obstbäume hervorschießt, muß bei Zeiten dicht am Stamme oder an der Wurzel weggeschnitten werden, weil es den Baum entkräftet. Hat man jedoch die Absicht, aus einigen Ausläufern von Zwetschen oder Pflaumen junge Bäumchen zu ziehen, so läßt man diese ein oder zwei Jahre stehen. Wir erwähnen nochmals, daß es jetzt noch Zeit ist, der Stammschwäche der Bäume durch Schröpfen abzuheilen. Dieses Schröpfen besteht darin, daß man mehrere senkrechte oder schlangenförmige Einschnitte in die Rinde des Stammes macht und zwar an der Nord- oder Ostseite desselben. Nur hüte man sich, durch diese Einschnitte das Holz unter der Rinde zu verletzen. An den Steinobstbäumen (Pflaumen, Kirschen u.) sieht man häufig Harz hervorquellen. Diese kranken Stellen müssen bis auf's gesunde Holz ausgeschnitten werden, sind dann aber sorgfältig mit einer Mischung von gutem, fettem Lehm und Kuhdünger oder mit kaltflüssigem Baumwachs zu bestreichen. An Bäumen hat man ganz besonders seine Aufmerksamkeit auf die Raupen zu richten, welche gerade jetzt den meisten Schaden machen, aber auch am leichtesten zu entdecken sind. Bemerkt man an irgend einer Stelle angefressene Blätter, so versäume man nicht in Zeiten nachzusehen. Gewöhnlich sitzen sie an der unteren Seite der Blätter. An regnerischen Tagen findet man sie da oft massenhaft dicht beisammen, während sie an sonnig warmen Tagen sich auf die Blätter der nächsten Zweige zerstreuen. Die Raupen des Apfel- und Pflaumenwicklers leben in den Früchten und zerstören diese. Sie sind unter dem Namen „Obstmaden“ allgemein bekannt. Es giebt leider, so viel uns bekannt, nur ein einziges Mittel, sie zu vertilgen und das besteht darin, daß man die Bäume von Zeit zu Zeit leicht schüttelt. An jungen Obstbäumen, besonders an Apfelbäumen sind häufig die Raupen des Frostschmetterlings (Frostspanner) zu finden. Nicht selten vernichten sie die Blüthen, und die Erstlingsfrucht dieser Bäume geht verloren. An diesen jungen Bäumen kann man sie ablesen, an größeren ist dies natürlich nicht möglich. Wenn an Hochstämmen außer dem Angeführten jetzt nichts weiter vorzunehmen ist, so nimmt dagegen die Behandlung der Spaliere und Formbäume die ganze Aufmerksamkeit des Gartenbesizers in Anspruch, um ein regelmäßiges Wachstum aller Leit- und Seitenzweige und der an ihnen sich bildenden Seitenzweige zu erzielen. Am Spalier werden stärkerwachsende Leittriebe früher angebunden und ihnen

dabei eine schrägere Richtung gegeben, als schwächer treibenden. Die zu stark treibenden Seitentriebe müssen pincirt werden. Dieses Pinciren besteht darin, daß man den noch weichen, saftigen Trieb mit den Fingern oder einer Drahtzange über dem 4. oder 5. Blatte von unten an gerechnet, so drückt oder quetscht, daß dem über der gedrückten Stelle befindlichen Theil des Triebes nur noch ein geringer Saftzufluß zugeführt wird, so daß er nicht mehr wachsen kann, sondern nach und nach vertrocknet. Durch dieses Verfahren bilden sich die unteren Augen zu Fruchttaugen aus, was nicht geschehen würde, wollte man den Zweig fortwachsen lassen. Man hüte sich aber, den Zweig ganz abzukneipen, dann würden diese Augen im Laufe des Sommers wieder neue Triebe bilden und das Pinciren wäre unnütz. Auch darf man nicht sämtliche Zweige eines Baumes mit einem Male pinciren, sondern vertheile diese Arbeit auf mehrere Wochen. Man beginne mit dieser Arbeit bei den am oberen Theile des Baumes befindlichen Trieben, weil diese, vom Saftzufluß begünstigt, sich in der Regel kräftiger entwickeln. Bei diesem Pinciren muß man sich hüten, daß man nicht eine Saftstocung hervorruft, welche beim Kernobst leicht Krebs, beim Steinobst den Harzfluß verursacht. Das Pinciren wird auch noch angewendet, um die Zweige im Gleichgewicht zu erhalten. Man pincirt die stärker wachsenden Triebe, wodurch diese im Wachsthum gehemmt und der Nahrungssaft den Trieben zu Gute kommt, die nicht so kräftig wachsen wollen. Will ein Auge, an dessen Stelle man gern einen Leit- oder Seitenzweig haben möchte, sich nicht entwickeln (solche Augen oder Knospen, welche nicht austreiben, nennt man „schlafende“), so kann man es durch einen einfachen halbmondförmigen Schnitt wenige Millimeter über dem schlafenden Auge, welcher bis auf's Holz gehen muß, zum Austreiben nöthigen. An Johannis- und Stachelbeersträuchern sind die unnöthigen Wurzel- und Seitenläufer zu entfernen und den Himbeeren werden nur 3 bis 4 der kräftigsten Triebe gelassen, welche dann das folgende Jahr Fruchtruthen bilden. Die Stachelbeersträucher werden häufig von Raupen total abgefressen. Dagegen hat man das Bestreuen der Blätter mit Tabackstaub, Holzasche, Schwefelblume, Begießen mit Soda- oder Salzwasser u. empfohlen; doch das beste Mittel bleibt immer das Ablesen derselben. Es ist dies, wenn es zur rechten Zeit geschieht, nicht etwa so mühevoll. Bemerkt man im Innern des Strauches Blätter, welche angefressen sind, so kneipe man sie vorsichtig ab und wird finden, daß das Blatt an seiner unteren Fläche mit zahllosen kleinen Raupen besetzt ist. Man untersuche auch noch die am Zweige nächststehenden Blätter, denn sobald die Raupen wachsen, erweitern sie ihr Nahrungsfeld. Das Abnehmen der Blätter muß aber sehr vorsichtig geschehen, da die Raupen sich gern schnell zur Erde fallen lassen, weshalb es sich empfiehlt, ein weißes Tuch unterzulegen. Man sammle die Blätter in einem Gefäß und vernichte sie dann durch Zertrümmern auf hartem Wege oder durch Verbrennen.

sch
ner
Ra
zu
sch
erb

van
in
th
err
Cu
der
au
die
he
un
ni
Te
wu
ge
je
U
da
E
S
der

lid
ste
ne
un

bie
W
fol
fo
N
A
du
er
P
un
G
G
de
ba